

(Nachdruck verboten.)

20]

## Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Hef.

„A—a—a!“ schrie Schapowalenko die Zähne fletschend. „Was soll ich mit Dir machen, Chlebnikow? Ich treib' und treib' Dich fortwährend an, aber Du bist und bleibst ein Kamel, nur daß die Höcker fehlen. Gar kein Bestreben! Du bleibst bis Ende der Instruktion wie ein Pfahl stehen; nach dem Mittagessen aber trittst Du bei mir an, dann werd' ich Dich besonders vornehmen. Gretschenko, wer ist unser Korps-kommandeur?“

„So geht es heute, morgen und übermorgen. Stets ein und dasselbe bis an mein Lebensende,“ dachte Romaschow, von einem Zuge zum anderen gehend. „Soll ich alles hinwerfen und fortgehen? . . . Dieser Jammer!“

Nach der „Instruktion“ nahmen die Leute auf dem Hofe vorbereitende Schießübungen vor. Während die Mannschaft an einem Ende in einen Spiegel zielte und am anderen mit Zimmermunition nach der Scheibe schoß — wurden an noch einer anderen Stelle die Gewehre mit dem Lintschaf-Apparat aufs Ziel gerichtet. Im zweiten Zuge rief Fährnrich Obow mit lustigem, hellem Tenor über den ganzen Platz:

„Grade — aus . . . In Kolonnen . . . Rotte Feuer . . . Eins, zwei! Rot—te . . .“ Er zog die letzte Silbe in die Länge, machte eine Pause und schmetterte dann kurz heraus: „Feuer!“

Die Gähne knackten. Obow aber sang wieder fröhlich im Tenor:

„Legt — an! . . . Feuer! . . .“

Sliva ging gekrümmt und schlapp von einem Zuge zum anderen, korrigierte die Haltung und machte kurze, grobe Bemerkungen.

„Bauch 'rein! Steht da wie ein schwangeres Weib! Wie hältst Du die Flinte? Bist kein Küster mit dem Licht! Was sperst Du das Maul auf, Kartaschow, möchtest Grüte haben? Wie sitzt die Koppel? Feldweibel, laß Kartaschow nach der Uebung eine Stunde unter's Gewehr treten! Kanaille! Wie hast Du den Mantel gerollt, Wedenjeew? Weder Anfang, noch Ende, noch Bestand darin. Dummkopf!“

Nach dem Schießen stellten die Leute die Gewehre zusammen und legten sich bei ihnen in das junge Frühlingsgras, das hier und da von Soldatenstiefeln schon niedergetreten war. Es war warmes und helles Wetter. In der Luft lag ein Duft von jungen Blättern der Pappeln, die sich in zwei Reihen der Chaussee entlang zogen. Wetkin trat wieder zu Romaschow.

„Scheren Sie sich nicht daran, Jurij Alexejitsch,“ sagte er zu Romaschow und faßte ihn am Arm. „Lohnt sich das? Ist die Uebung zu Ende, gehen wir ins Kasino, genehmigen ein Gläschen und alles ist vorüber. Ah?“

„Mir ist traurig zumute, lieber Pawel Pawlitsch,“ meinte Romaschow betrübt.

„Bergnügen ist es ja auch nicht,“ sagte Wetkin. „Aber was ist dabei zu machen? Man muß doch die Leute einexerzieren. Wenn nun plötzlich Krieg kommt?“

„Was heißt Krieg?“ meinte Romaschow verdrießlich. „Warum gibt es Krieg? Vielleicht ist das alles ein ganz allgemeiner Fehler, ein Weltirrtum, ein Wahnsinn? Ist es denn natürlich, zu töten?“

„Ach, was philosophieren Sie da wieder. Wenn nun plötzlich die Deutschen über uns herfallen? Wer soll dann Rußland verteidigen?“

„Ich weiß nichts und sage auch nichts, Pawel Pawlowitsch,“ erwiderte Romaschow traurig und schüchtern. „Ich weiß nichts, gar nichts. Aber nehmen Sie zum Beispiel den Nordamerikanischen Krieg oder die Buren oder die Guerillas unter Napoleon und die „Chouans“ während der französischen Revolution . . . Wie haben die sich seinerzeit geschlagen! Einfache Landbewohner. Hirten!“

„Ja, die Buren! Was Sie da für Vergleiche machen . . . Ist so ein Ding. Meiner Meinung nach sollte, wer so denkt, lieber gar nicht dienen. Ueberhaupt ist es nicht angebracht, über unser Meier nachzudenken. Die Frage ist nur, wo sollen wir beide hin, wenn wir nicht dienen? Wozu taugen wir, da

wir weiter nichts wissen, als — rechten, linken — im übrigen aber nicht bäh, nicht mäh und nicht kiferiki sagen können! Zu sterben verstehen wir, das ist richtig. Und wir werden sterben, wenn es verlangt wird — soll uns der Teufel holen. Haben wenigstens nicht umsonst unser Brot gegessen. So ist's, Herr Philosoph. Wollen nach der Uebung ins Kasino gehen?“

„Na ja, gehen wir,“ willigte Romaschow gleichgültig ein. „Eigentlich ist es eine Schweinerei, jeden Tag so die Zeit hinzubringen. Sie haben ganz recht: Wer so denkt, sollte lieber überhaupt nicht dienen.“

In solcher Unterhaltung gingen sie auf dem Platz hin und her und blieben beim vierten Zuge stehen. Die Soldaten saßen und lagen bei den zusammengestellten Gewehren auf der Erde. Einige aßen Brot, das die Soldaten den ganzen Tag vom Morgen bis Abend bei allen Gelegenheiten essen: bei Besichtigungen, beim „Galt“ im Manöver, in der Kirche vor der Beichte und selbst vor Körperstrafen.

Romaschow hörte, wie eine gleichgültige Stimme foppend rief:

„Chlebnikow, he, Chlebnikow! . . .“

„Aeh?“ erwiderte Chlebnikow mürrisch durch die Nase.

„Was hast Du zu Hause getrieben?“

„Hab' gearbeitet,“ entgegnete Chlebnikow schläfrig.

„Was hast Du denn gearbeitet, Schafskopf?“

„Alles mögliche. Gepflügt, Vieh gehütet.“

„Was bändelst Du da mit ihm an?“ mischte sich der altgediente Schppnew ein. „Wir wissen ja, was er gearbeitet hat: Hat Kinder lutschen lassen.“

Romaschow blickte im Vorbeigehen auf das graue, kümmerliche, kahle Gesicht Chlebnikows, und wieder regte sich in seinem Innern ein ungemütliches, wehes Gefühl.

„An die Gewehre!“ schrie Sliva von der Mitte des Platzes aus. „Die Herren Offiziere an ihren Platz!“

Die Flinten klapperten und die Bajonette klirrten. Die Soldaten zogen den Kock zurecht und stellten sich an ihren Platz. „Stillgestanden!“ kommandierte Sliva. „Rotte in Linie — Antreten!“

Dann trat er näher an die Rotte heran und rief singend: „In Absätzen Griffe üben, dabei laut zählen . . . Rotte . . . Daß Gewehr — über!“

„Eins!“ schrien die Soldaten und warfen kurz die Flinten in die Höhe.

Sliva ging langsam die Front entlang und machte kurze Bemerkungen:

„Kolben zurück, Bajonett höher, Kolben heran.“ Dann trat er wieder vor die Mitte der Rotte und kommandierte:

„Rotte . . . Zwei!“

„Zwei!“ schrien die Soldaten.

Wieder ging Sliva die Reihen entlang, um die exakte Ausführung des Griffes zu kontrollieren.

Nach den Griffübungen in Absätzen kamen zusammenhängende Griffe, dann Richtungen, Schwenkungen, Marschbewegungen und verschiedene andere Uebungen. Romaschow tat wie ein Automat alles, was der Dienst von ihm verlangte, aber ihm wollte ein Wort, das Wetkin nachlässig hingeworfen, nicht aus dem Kopf: „Wer so denkt, soll lieber nicht dienen. Der muß den Dienst quittieren.“ Und all die schönen Einrichtungen des Dienstes: geschickte Schwenkungen, schneidige Griffe, festes Aufsetzen der Füße beim Marschieren und ferner all die taktischen, fortifikatorischen Uebungen, auf die er seine neun besten Lebensjahre verwandt hatte, die auch sein ganzes übriges Leben in Anspruch nehmen sollten und die ihm noch unlängst so wichtig und weise erschienen waren — alles das kam ihm plötzlich schrecklich öde, unnatürlich, ausgeklügelt, zweck- und ziellos, wie die Folge eines allgemeinen Irrtums, einem wüßten Traum ähnlich vor.

Als die Uebungen zu Ende waren, ging er mit Wetkin ins Kasino und beide tranken sehr viel Wodka. Romaschow, der fast die Besinnung verloren hatte, küßte sich mit Wetkin und weinte hysterisch an seiner Schulter, beklagte sich über das öde und traurige Leben sowie darüber, daß niemand ihn verstände und daß „ein Weib“ ihn nicht liebte; wer das aber wäre — das würde nie jemand erfahren: Wetkin aber goß Glas auf Glas hinunter und sagte nur von Zeit zu Zeit mit verächtlichem Mitleid:

„Das ist gemein, Romaschow, Sie verstehen nicht einmal zu trinken. Fallen schon nach einem Glase um.“

Dann schlug er plötzlich mit der Faust auf den Tisch und schrie laut:

„Wenn aber befohlen wird zu sterben — dann sterben wir!“

„Sterben wir,“ erwiderte Romaschow kläglich. „Was — sterben? Blödsinn — sterben . . . Mein Herz tut weh . . .“

Romaschow wußte nicht, wie er nach Hause kam und wer ihn ins Bett legte. Es kam ihm vor, als wenn er in einem dichten blauen Nebel schwamm, in dem Milliarden und Abermilliarden mikroskopisch kleiner Fünfkünen verstreut wären. Dieser Nebel schwankte langsam auf und nieder, hob und senkte durch seine Bewegungen Romaschows Körper, und infolge dieses rhythmischen Schaukelns wurde der Herzschlag des Leutnants schwächer und hörte auf, und Romaschow empfand ein abscheuliches Gefühl von Uebelkeit. Sein Kopf schien zu ungeheueren Dimensionen zu wachsen, und in ihm schrie eine unbarmherzige, unerreichbare Stimme, die Romaschow fürchterlichen Schmerz verursachte:

„Rotte — eins! . . . Rotte — zwei!“

12.

Der 23. April war für Romaschow ein aufregender und sonderbarer Tag. Um zehn Uhr morgens, als der Leutnant noch zu Bett lag, kam Stephan, Nikolajew's Burſche, mit einem Willett von Alexandra Petrowna.

„Lieber Komotſcha,“ schrieb sie, „ich würde mich durchaus nicht wundern, wenn ich erführe, daß Sie vergessen haben, daß heute unser beider Namenstag ist. Also erinnere ich Sie daran. Trotz allem und allem will ich Sie heute sehen! Aber gratulieren Sie nicht im Laufe des Tages, sondern präzis fünf Uhr. Wir machen ein Picknick nach Dubetſchnaja. Ihre A. N.“

Der Brief zitterte in Romaschows Hand, als dieser ihn las. Schon eine ganze Woche lang hatte er das bald liebe, bald spöttische, bald freundlich-aufmerksame Gesicht Schurotschts nicht gesehen und ihren zarten und mächtigen, zauberhaften Einfluß nicht an sich gespürt. „Heute!“ flüsternte eine triumphierende Stimme in ihm.

„Heute!“ rief Romaschow laut und sprang barfuß vom Bett auf den Boden. „Gainan, waschen!“

Gainan trat ein.

„Herr Leutnant, da wartet der Burſche. Er fragt, ob Du Antwort schreiben wirst.“

„Was Du sagst!“ Romaschow riß die Augen auf und knickte leicht zusammen. „Tſſſ . . . Er müßte ein Trinkgeld haben; ich habe aber kein Geld.“ Er schaute ratlos seinen Burſchen an.

Gainan lächelte breit und fröhlich.

„Ich haben auch nir! . . . Du hast wir, ich hab' nir! . . . Das mach' nir! Er geht auch so.“

In Romaschows Gedächtnis tauchte plötzlich wieder die schwarze Frühlingnacht, Schmutz, der feuchte, schlüpfrige Baun, an den er sich gelehnt hatte, auf, und er hörte Stephans gleichgültige Stimme aus der Dunkelheit: „Er kommt und kommt jeden Tag“ . . . Er erinnerte sich auch seiner brennenden Scham bei dieser Gelegenheit. O, welche zukünftige Seligkeit würde der Leutnant jetzt für ein Zwanzigkopfenstück hingeben haben!

Romaschow rieb sich frampfhaft und fest das Gesicht mit den Händen und gab Töne des Entzückens von sich.

„Gainan,“ sagte er dann flüsternd und schielte nach der Tür hin, „Gainan, sag' Du ihm, der Leutnant würde ihm heute abend unbedingt ein Trinkgeld geben. Hörst Du: Unbedingt!“

Romaschow durchlebte augenblicklich eine schwere Geldkrisis. Der Kredit war ihm überall gekündigt: Im Kasino, in der Offiziersmesse und im Offiziersfonds . . . Er bekam nur noch Mittag- und Abendessen im Kasino und auch das ohne Wodka und Imbiß. Er hatte nicht einmal Tee und Zucker. Infolge eines kranken Zufalls war ihm nur eine riesige Blechbüchse mit Kaffee geblieben. Mannhaft trank Romaschow ihn morgens ohne Zucker, und nach ihm trank Gainan mit derselben Ergebenheit in sein Schicksal den Kaffee weiter.

Als der Leutnant jetzt mit abscheulichen Grimassen die schwarze, starke, bittere Brühe schlürfte, dachte er tief sinnig über seine gegenwärtige Lage nach. „Um . . . Erstens, wie kann ich ohne Geschenk erscheinen? Bonbons oder Handschuhe, übrigens weiß ich ja gar nicht, welche Nummer sie trägt? Bonbons; am besten wäre Parfüm: die Bonbons sind hier abscheulich . . . Einen Fächer? Um . . . Parfüm ist schließlich

das beste. Sie liebt Eßbuckelt. Dann die Ausgaben beim Picknick; einen Wagen hin und zurück, sagen wir fünf Rubel; Stephan einen Rubel Trinkgeld! Ja, Herr Leutnant Romaschow, unter zehn Rubel kommen Sie nicht frei.“

Und er begann im Geiste all seine Hülfquellen zu überflagen. Sage? Aber er hatte ja erst gestern seinen monatlichen Rechnungsauszug quittiert; „Rechnung stimmt. Unterleutnant Romaschow.“ Seine ganze Gage ging genau mit den verschiedenen Ausgaben drauf, unter denen sich auch eine Rubrik: Abzug für Privatſchulden befand; der Leutnant erhielt nicht eine Kopeke. Vielleicht konnte er etwas im voraus bekommen? Den Versuch hatte er mindestens dreifach gemacht, aber stets erfolglos. Zahlmeister war Stabskapitän Doroschenko — ein finsterner, besonders gegen „Jährlinge“ strenger Herr. Er war im türkischen Kriege verwundet, aber an einer sehr ungeliebten und wenig ehrenhaften Stelle — an Saden. Die ewigen Foppereien und Wige über seine Wunde (die er übrigens nicht auf der Flucht erhalten hatte, sondern als er, mit dem Gesicht seiner Rotte zugewandt, zum Angriff kommandierte) hatten es zuwege gebracht, daß er, der als lebenslustiger Jährling in den Krieg gezogen war, als galliger Hypochonder aus ihm zurückkehrte. Nein, Doroschenko würde kein Geld herausrücken, ganz bestimmt nicht einem Unterleutnant, der schon im dritten Monat schrieb: „Rechnung stimmt“.

„Aber wir wollen nicht verzagen!“ sprach Romaschow mit sich selbst. „Gehen wir einmal alle Offiziere durch. Beginnen mit den Rottenkommandanten . . . Der Reihe nach. Erste Rotte — Dsadjich!“

Vor Romaschow erschien das wunderbar hübsche Gesicht Dsadjichs mit seinem schweren tierischen Blick. „Nein, jeden anderen, nur nicht diesen. Zweite Rotte — Talmann, der liebe Talmann: Vorgt stets und überall, selbst bei Jährlingen. Chutunski.“

Romaschow dachte nach. Ein alberner, jugenmäßiger Gedanke bligte ihm durch den Kopf: Er wollte hingehen und den Regimentskommandeur anpumpen. „Kann mir denken: Sicherlich ist er erst vor Schreck starr, zittert dann vor Wut und donnert schließlich wie aus einem Mörser: „Wa— as? Mau— auf halten!“

Der Leutnant lachte. Nein, ganz egal, er würde schon etwas finden! Der Tag, der so fröhlich begonnen hatte, konnte nicht unglücklich enden; es war etwas Unerklärliches, Unerreichbares dabei, aber er empfand es ganz deutlich, irgendwo tief im Innern.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Goldminen im Samenhandel.

Kaum daß im Herbst die Blätter von den Bäumen fallen und die Blütenpflanzen teils absterben, teils sich vorbereiten auf den langen Winterschlaf — organisiert der moderne Samenzüchter und Händler seine Vorbereitungen für das nächstjährige Geschäft. Noch ist das alte Jahr nicht ganz vorüber, und schon erscheinen sie, die Riesenataloge der Weltfirmen, die uns mit herrlich farbigen Blumenabbildungen den Sommer und die Zeit der Rosen vorkaumeln, während draußen der Despot Frost tyrannische Herrschaft führt und mit seinem eifigen Atem jedes weiche Leben erstickt. Aber wengleich der Schnee draußen fukhoch die vorjährigen Blumenbeete bedeckt, wengleich dem Vorstadtbevohner unserer Riesenstädte noch der Neger in der Kesse sitzt, über die „feinen“ Georginenmollen, die er für so „schweres Geld“ im letzten Frühjahr erstanden hatte, die dann im Herbst nur kleine Blüten gaben und die er obendrein nachher vergaß zur rechten Zeit aus dem einfrierenden Erdreich zu heben, so daß sie „leider“ folgerichtig verfaulten — besitzt trotzdem der Samentatolog für den Pflanzenliebhaber gerade in dieser Zeit eine Anziehungskraft, der er sich in der Regel nie zu entziehen vermag. Mögen seine hortikularen Bestrebungen als Vorstadtgärtner oder Laubenkolonist auch noch so viele Mißerfolge aufzuweisen haben, beim Durchblättern des „neuen“ Samenataloges sind alle alten „bitteren Erfahrungen“ vergessen, und mit hoffnungsvollem Eifer auf bessere Erfolge widmet er sich der Lektüre der „ausführlichsten Beschreibungen neuester Blumenameriken für die bevorstehende Gartenbauſaison“.

Wohl taucht bei der Besichtigung der Blumenabbildungen auch in dem Hirn des einfachsten Amateurs hier und da die Ahnung auf, daß wahrscheinlich der Mensch noch geboren werden soll, dessen Gartenkulturen auf dem Gebiete der Blumenzucht solch herrliche Resultate aufzuweisen vermögen, wie sie die „nach dem Leben gezeichneten Abbildungen neuester Sorten“ usw. uns als Tatsache glauben machen wollen — aber trotz solcher Ahnungen läßt sich nicht bloß der Laie, sondern auch ein guter Prozentsatz professioneller Gärtner alljährlich aufs neue verleiten, ihr Geld, ihre Arbeit und Mühe dem Ankauf und der Anzucht solcher „Gartenmobilitäten“ zu

Widmen. Die Erkenntnis, daß dem so ist, ist es, welche die Samen-  
händler leitet, wenn sie ihre Kataloge für die nächste Saison prä-  
parieren und die Lockspeisen abbilden, mit denen sie ihre Kunden  
zu fapern hoffen. Wohl sind die Farben der Abbildungen in der  
Regel sehr einfach — aber das ist gleichsam ein Teil der Kellame-  
kunst, denn in der Regel bildet sich der Laie ein, daß die tatsächlichen  
Blüten der reellen Pflanzen, die aus den angepriesenen Sämereien  
hervorgehen, in Wirklichkeit doch noch viel feiner aussehen werden,  
als es die Abbildungen veranschaulichen. Und so wird denn der  
Laie und Amateurgärtner ein einfaches Opfer der Kellame, um am  
Ende der neuen noch bevorstehenden Saison um die Erfahrung  
reicher zu sein, daß die so hoch gepriesenen neuen Blumen- und  
Pflanzenvarietäten nicht halb so gute Resultate lieferten, wie viele  
der alten, längst bekannten Varietäten. Aber trotz solcher Er-  
fahrungen fällt der Amateur das nächste Jahr wieder in dieselbe  
Falle, um so ständig das alte Sprüchwort, daß die Dummen nie  
alle werden, aufs neue zu bekräftigen.

Unsere deutschen Samenhändler aber haben in dem inter-  
nationalen Wettlauf um die Gunst des laufenden Publikums in  
dieser Beziehung noch gar mancherlei zu lernen. Nicht, daß sie diese  
Art der Kellame aus moralischen Bedenken verschmähen, bei Leibe  
nicht, auch bei ihnen hört alle Moral in Geldsachen auf — aber  
meistens sind sie zu knauserig, das in dieser Beziehung für Papier  
und Druck notwendige Geld auszugeben, resp. zu riskieren. So-  
weit geht ihre „Sparsamkeit“, daß sie ihren voranschreitenden oder  
tatsächlichen Kunden nicht erst einmal die gewünschten Nachrichten  
brieflich übermitteln, wenn sie das, was sie sagen wollen, auf einer  
Postkarte unterbringen können. Anders die Engländer, die oft-  
mals diese Tausende für diesbezügliche Kellamezwecke ausgeben, und  
jeden ihrer Geschäftskunden als „ladh“ oder „gentleman“ be-  
handeln. Aber auch sie übertrifft noch der Amerikaner, der auch in  
dieser Beziehung, wie in so vielen anderen, an der Spitze der ge-  
schäftlichen Routine marschiert. Viele der amerikanischen Samen-  
kataloge sind wahre Bilderbücher, was die Massenhaftigkeit und  
Ausführung der gegebenen Abbildungen anbelangt, und es ist durch-  
aus kein Wunder, wenn der Leser beim Durchblättern nichts schnel-  
licher wünscht, als sämtliche darin angepriesene Blumen- und  
Pflanzenvarietäten kaufen zu können.

Aber, wenngleich die hortikulturellen Erfolge nicht alles halten  
mögen, was die schillernden Abbildungen in den Katalogen uns vor-  
zaubern, so gehört andererseits die rationelle Anzucht neuer Blumen-  
und Pflanzenzämereien zu einer der großartigsten Folgeerscheinun-  
gen des modernen, großkapitalistisch entwickelten Gartenbau-  
betriebes. Wie in Korsetts, Hüten, Handschuhen, Motortagen,  
Damenkostümen, Herrenröden und Stiefeln, so gibt es auch eine  
Moderation in der Anzucht von Blütenpflanzen. Wir haben uns  
nach den alljährlich wiederkehrenden Ausstellungen der Königl.  
Gartenbau-Gesellschaft in England zu begeben, um in London die  
letzten geltenden Blumenmoden kennen zu lernen. Der Mann mit  
dem großen Geldbeutel, die feinen Damen stellen hier ihre Forderun-  
gen, und der geschäftskundige Hortikulturist tut sein möglichstes,  
diese gestellten Wünsche zu befriedigen. Da die Geldfrage hierbei  
in der Regel nur eine untergeordnete Rolle spielt, so bringt jede  
Saison ihre ganz bestimmte Geschmacksrichtung in der Welt der  
Blumen, welche die technische Fertigkeit des modernen englischen  
Blumenzüchters auch zur praktischen Durchführung bringt. Zu  
diesem Zweck studiert er gleich einer Modistin die bestimmte Ge-  
schmacksrichtung seiner Klienten und scheidet nachdem keine An-  
strenghngen, um ihren speziellen Wünschen gerecht zu werden, in-  
dem er entweder eine bestimmte Blütenpflanze mit neuem Wuchs,  
neuer Färbung oder neuen Dimensionen hervorbringt. Es gibt so-  
wohl unter den Mitgliedern der sogenannten smarten Gesellschaft  
Londons, wie auch unter den Zugehörigen der „upper four-  
hundreds“ New Yorks stets einige, die ihre aristokratischen Freunde  
nur dann zu einem sogenannten „teachéé meal“ in den Brim-  
fallen des Carlton- oder Savoy-Hotels einladen, wenn sie dabei im-  
stande sind, entweder eine absolut ganz neue, nie vorher gesehene  
Mahlzeit oder aber eine „nie vorher gesehene neue Blütenpflanze“  
unter der Blumendekoration zum ersten Male einzuführen. So  
kommt es, daß die sonstigen großartigen Tafeldekorationen usw. nur  
einen Hintergrund bilden, um die Schönheit, Pracht und Fülle  
einer neuen Blütenpflanze in das richtige Licht zu setzen, zu deren  
Anzucht nicht bloß Monate, sondern nur zu oft jahrelange Experi-  
mente und Arbeit erforderlich waren. Und wenn dann zum Schluß  
eines solchen Mahles jeder eingeladene Gast vom Gastgeber mit  
einer abgebrochenen Blüte der Blumenneuheit als eine Art  
„Souvenir“ beschenkt wird, beeifern sich die Prestulits der Londoner  
Vorgensetzungen ihren Lesern in spaltenlangen Artikeln von diesem  
weltersehnten hortikulturellen Ereignis Kunde zu tun. Da  
durch die Zentralisation des Kapitals in immer weniger Händen  
und durch den dadurch erzeugten Massenreichtum einzelner die Zahl  
derjenigen, die nicht wissen, was sie mit dem zusammenströmenden  
Reich machen sollen, verhältnismäßig beschränkt ist, so sind die Horti-  
kulturristen, die sich mit der Anzucht von Blumenneuheiten in oben  
angedeutetem Sinne beschäftigen, auf einen ganz bestimmten  
Kundenkreis angewiesen. Dieser Kundenkreis erleichtert den  
Floristen ihre Arbeit insofern, als die einzelnen Milliardäre sich  
gegenseitig in ihren Extravaganzen zu überbieten trachten. Dadurch  
machen die Hortikulturristen natürlich kein schlechtes Geschäft,  
und daß die Amerikaner in dieser Beziehung nicht unter ihren englischen  
Freunden zurückstehen, beweist die Geschichte der „Lawson pint“,

einer neuen Kellenzüchtung, welche nach dem Millionär Lawson be-  
nannt, von diesem käuflich erworben wurde, so daß nur er allein  
das Monopol über diese Blumenneuheit besaß. Dieses Ereignis  
ließ andere Leute seines Schlags nicht ruhig schlafen und als es  
einem Hortikulturristen in Modland, Massachussetts gelang, aus der  
„Lawson pint“ eine neue Varietät zu züchten, die er „Frenzied  
Flower“ benannte, hatte der Millionär R. G. Pearson von Tarry-  
town im Staate New York nichts Eiligeres zu tun, als per Extrazug  
hinzufahren und das monopolistische Besitztum der neuen Blume  
durch Zahlung der Summe von 20 000 Dollar (= 84 000 M.) an  
sich zu reißen.

Heute besitzen alle größeren Samenzüchter Englands und  
Amerikas Hybridisten, d. h. theoretisch und praktisch geschulte  
Gärtner, die sich einzig und allein mit der Anzucht neuer Blumen-  
varietäten beschäftigen. Aber die Anzucht einer neuen Blumenvarietät  
fällt auch oft genug in das Arbeitspensum eines gewöhnlichen Horti-  
kulturristen, der sich mehr auf Massenanzucht einer schon bekannten  
Neuheit legt. Unter den internationalen Samenzüchtern und  
Händlern haben in dieser Beziehung besonders die englischen Firmen  
Carter und James Sutton wahre Wunder mit Hilfe der Fertilisation  
anzuwiesen. Die Hybridisten, welche ihre Samentulturen im freien  
Land sowohl, wie auch unter Glas kontrollieren, sind wissenschaft-  
lich durchgebildete Fachmänner, deren Blumen- und Pflanzenneu-  
züchtungen auf allen großen Gartenbauausstellungen des In- und  
Auslandes bewundert werden. Wenngleich der Zufall bei der Neu-  
einführung einer Blumenneuheit hier und da wohl auch eine Rolle  
gespielt hat, so wird doch die geschäftsmäßige „Fabrikation von  
Blumenneuheiten“, wie wir schon sagten, durch die Mode bestimmt,  
und sie entscheidet, ob sich die Hybridisten mit der Anzucht von ge-  
füllten oder ungefüllten, rot oder blau blühenden Blütengewächsen  
beschäftigen sollen. Da die Trauerfarbe des englischen Hofes  
heliotrop ist, war durch den Tod der Königin Victoria seinerzeit  
heliotrop Modelfarbe geworden, und die Hybridisten beeilten sich,  
durch Kreuzbefruchtung und Auswahl gewissen Blumenpflanzen, die  
bis dahin keine heliotrop blühenden Blüten besaßen, solche anzu-  
eignen. So entstanden verschiedene heliotrop gefärbte Blumenneu-  
heiten. In diesem Jahre, 1905, machte die jetzige englische Königin  
heliotrop zu ihrer Lieblingsfarbe. Das war nicht bloß das Signal  
für alle Modenaren beiderlei Geschlechts heliotrop gefärbte oder  
garnierte Hüte, Handschuhe, Kravatten, Kostüme, Strümpfe, Unter-  
röcke usw. zu tragen, auch die heliotrop gefärbte Blume wurde wieder  
Modelfarbe und sie wird es wohl auch noch bleiben während der  
nächsten Jahre.

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

— Die Bildung des Grundwassers war vor kurzem in dem  
Vergischen Bezirksverein deutscher Ingenieure zu Darmen der Gegen-  
stand interessanter Verhandlungen. Bekanntlich hat Volger die  
Theorie aufgestellt, daß sich im lichten Erdinnern soweit die Luft  
mit ihrer Feuchtigkeit dringe, unbedingt ebenso Wasser niederschlagen  
müsse, wie etwa auf der Außenseite eines Glases frisches Wassers  
oder an den Fensterscheiben bewohnter Zimmer bei kaltem Wetter.  
Diese Theorie hat aber wenig Beachtung gefunden, so daß sie fast  
in Vergessenheit geraten ist. In der erwähnten Versammlung wurde  
nun, wie wir der „Köln. Ztg.“ entnehmen, auf Grund eines Vor-  
trages festgestellt, daß das Regenwasser, abgesehen von Klüften,  
überhaupt nicht in das Erdinnere dringt, denn schon eine ver-  
hältnismäßig dünne Schicht ist instande, das von einem schweren  
Gewitterregen gelieferte Wasser aufzunehmen, das dann meist reichlich  
Zeit hat, nach oben wieder zu verdunsten oder sich vermöge  
der Kapillarität des Bodens feiner zu verteilen. Ebenso nehmen die  
Wälder, die Grasnarbe und der Pflanzenbestand bereits beträchtliche  
Mengen auf, während das übrige als Tageswasser abläuft und nur  
zum geringsten Teile zum Grundwasser gelangen kann. Dagegen  
ist der Boden stark luftdurchlässig. Sogar feste Steine, wie Mauer-  
steine und Zement, lassen Luft durch. Daher ist der Erdboden, so-  
weit er nicht aus dichtem Fels besteht oder aus feuchtem Ton oder  
Lehm, als durchlüftet zu betrachten, enthält mithin auch den die Luft  
stets begleitenden Wasserdampf. Gräbt man daher z. B. in heilem  
Dünenland zu regenloser Zeit einen Keller in den Boden ein, etwa  
dicht über dem Niveau des dort vorgefundenen salzigen, mit der See  
kommunizierenden Grundwassers, so kann man ihn einige Zeit darauf  
stark mit Frischwasser benetzt wieder herausheben. Ferner wurde ein  
Holzboden etwa 2 Meter tief, zu regenloser Zeit, mit etwas Gefälle  
und einer Ableitung versehen und mit Weisblech belegt, eingegraben.  
Das Tropfen begann, lange bevor der nächste Regen sich zeigte. Die  
Verhandlungen über den Vortrag regten die Frage an, ob es nicht  
möglich sei, auf diese Weise Wasser in heißen Gegenden zu ge-  
winnen. Es wurde darauf hingewiesen, daß man längst mit Hilfe  
der Absiehpumpe Wasser aus dem Tropenlande gefördert habe,  
was aber natürlich nur dann stattfinden könne, wenn ein unurch-  
lässiger Boden eine Wasseransammlung habe stattfinden lassen. Aber  
es sei nicht notwendig, anzunehmen, daß das Wasser dort auf andere  
Weise als durch Kondensation entstanden sei, falls es nicht aus der  
nächsten Nachbarschaft stamme. Aus diesem Grunde liege die Mög-  
lichkeit nahe, entsprechende flache Gruben auszuheben, den Boden  
mit geeignetem Material zu bedecken und wieder auszufüllen, in  
welchem Falle Wasser gewonnen werden müsse. Es frage sich nur,

ob es möglich sei, es auch in einigermaßen genügenden Mengen zu erhalten. Hier könne nur der Versuch entscheiden. —

**Geographisches.**

— Aus der **Republik Liberia**. Einem Vortrag, den Harry Johnston vor der Londoner geographischen Gesellschaft gehalten, entnimmt der „Globe“ das Folgende: Während die ersten fünfzig Jahre der Geschichte Liberias durch unaufhörliche Kämpfe der amerikanischen Liberianer mit den eingeborenen Schwarzen gekennzeichnet wurden, haben während der letzten zehn Jahre gute Beziehungen zwischen beiden Elementen sich einzustellen begonnen, und dem jetzigen Präsidenten Barclay ist es seit 1904 gelungen, mehrere Male in der Hauptstadt Häuptlinge aus allen Teilen Liberias zu versammeln, sogar aus dem Mandingogebieten jenseits der Küstenzone. Eine eigentümliche Folge dieser milden Regierung von Schwarzen über Schwarze ist, daß der Weiße überall in Liberia sehr freundlich aufgenommen wird, da niemand sein Erscheinen mit so etwas wie Eroberung und Unterdrückung in Verbindung bringt. Die Neger amerikanischen Ursprungs haben das Klima von Liberia nicht viel besser ertragen als die Europäer und gewöhnlich keine kinderreichen Familien gehabt. Dagegen scheint es, als wenn die im Lande geborene Generation besser standhält, wahrscheinlich infolge Vermischung mit den schönen und kräftigen einheimischen Rassen. Die Zahl der Eingeborenen, d. h. der „unzivilisierten“ Neger, schätzt Johnston auf 2 165 000. Davon kommen 375 000 auf die Krus- und 300 000 auf die Mandingobevölkerung; darauf folgen mit 250 000 Köpfen die Apewei (Pessi oder Pessa). Im Innern, im Urwaldgebirge, herrscht zweifellos Kannibalismus, so bei den Weila oder Wele (etwa 50 000 Seelen). Die Zahl der Americo-Liberianer dürfte über 11 350 betragen. Davon entfallen 2500 auf Monrovia. Dieses, die Hauptstadt der Republik, ist mit den Niederlassungen am St. Paulsfluß telephonisch verbunden. Die Stadt teilt sich in zwei Quartiere, von denen das eine, tief und am Strande liegend, den Kruboy's und anderen Eingeborenen zum Wohnort dient, während das obere die Americo-Liberianer und die Europäer beherbergt. Dieser bessere Stadtteil hat breite, aber vernachlässigte, grasbewachsene Straßen und gut gebaute Häuser, Kirchen, Läden und öffentliche Gebäude. Da die Straßen einfach den unebenen Fels überziehen, so sind sie für kein Gefährt geeignet, doch sah Johnston einmal einen unternehmenden Liberianer sich auf einem Zweirad abmühen. Die Grasbedeckung der Straßen wird kurz gehalten durch das schöne, kleine Rindvieh, das sie frequentiert. Einen weit weniger schönen Anblick gewähren aber die in großer Zahl vorhandenen Schweine. Bäume und Gärten umgeben die meisten Häuser, auch scheinen die amerikanischen Liberianer große Blumenfreunde zu sein. In Harper (Kap Palmas) besteht eine philosophische Gesellschaft, die Statistisches über Liberia sammelt und herausgibt. Der Reichtum Liberias liegt in seinem Gummi, aber der Handel damit ist noch ganz unentwickelt. Ein anderer wichtiger Exportartikel der Zukunft ist Holz. —

**Aus dem Tierleben.**

t. Die Schlafstellung der Tiere. Es ist erstaunlich, welche Verschiedenheit in der Körperhaltung der Tiere beim Schlaf stattfindet. Jeder weiß, daß Pferde von einem gewissen Alter an im Stehen schlafen, ebenso Esel und Maultiere, auch der Elefant und andere Dickhäuter. Nicht weniger bekannt ist die Tatsache, daß Vögel während des Schlafes auf einem Bein stehen und den Kopf unter die Flügel stecken, wobei sie sich meist in größeren Gruppen zusammenfinden. Wenig Aufmerksamkeit aber hat man der Schlafstellung anderer Tiere geschenkt, worüber ein Aufsatz von Börs in „Cosmos“ mancherlei Aufklärung bringt. Fische, die am Boden leben, bleiben während des Schlafes gewöhnlich unbeweglich auf dem Sande oder an den Steinen des Grundes. Man hat darum gestritten, ob sie überhaupt schlafen, doch ist es wahrscheinlich der Fall, obgleich sie die Augen nicht schließen. Der Gründling zum Beispiel sucht sich beim Nahen des Abends einen sandigen Platz zwischen den Steinen, wendet den Kopf der Strömung zu und stützt sich mit den Brust- und Bauchflossen sowie mit dem unteren Rande der Schwanzflosse auf den Boden. In dieser Haltung macht er vermutlich auch einen Winterschlaf durch. Andere Fische, wie die Barben und Brassen, schlafen ebenso. währen aber einen schlammigen Grund, während der Hecht merkwürdigerweise die Nähe des Ufers und volles Sonnenlicht zum Schlaf bevorzugt. Ueber die Seefische liegen begrifflicher Weise nur spärliche Beobachtungen vor, doch nimmt man allgemein an, daß beispielsweise die Perlinge und Makrelen den ganzen Winter am Meeresboden in einem Zustande der Betäubung verbringen. Frösche schlafen in ihrer gewöhnlichen sitzenden Stellung, graben sich aber zur Ueberwinterung ein. Die Kängurus sind durch ihre merkwürdige Gestalt genötigt, sich auch beim Schlaf auf ihr mächtig ausgebildetes Hinterteil als Stützpunkt zu verlassen. Der sogenannte Fuchsbun, gleichfalls ein australisches Beutetier, steckt beim Schlafen den Kopf zwischen die Vorderfüße und drückt die Schnauze gegen die Brust. Die Lemuren oder Halbaffen schlingen ihren langen Schwanz um die Hinterbeine und kriechen so in sich zusammen. Den Schimpanse und anderen menschenähnlichen Affen genügt es, sich in dichtes Gebüsch zurückzuziehen und die Arme eng um den Körper zu legen. Der Drach Utan schläft mit gebogenem Rücken, den Kopf auf die Brust gesenkt,

beide Arme am Körper herunterhängend, doch hält er sich zuweilen im Schlaf mit der Hand an einem Ast. Die Proboscide liegen mit ihrer ganzen Bauchfläche auf dem Boden, die Eidechsen schlafen mit geschlossenen Augen, aber mit offenem Munde. Die trägen Schildkröten verstecken sich, wenn sie auf dem Lande wohnen, im Grase oder in einem flachen Erdloche, die See-Schildkröten schwimmen auf der Meeresoberfläche, ebenso die Wale, von denen man übrigens lange angenommen hat, daß sie überhaupt keines Schlafes bedürfen, weil man ihr Schnaufen auch bei Nacht hört. Robben und Seehunde schlafen bei ruhigem Wetter fast dauernd, aber nicht ohne eine Schildwache angestellt zu haben. Die meisten Wiederkäuer schlafen auf der Seite. Die Kamele strecken dabei ihren Hals lang aus. Die Hirsche lagern sich während des Winters dicht bei einander, der Leithirsch in der Mitte, um sich gegenseitig zu wärmen. Die Raubtiere rollen sich sämtlich zusammen, wie man es bei den Hunden sieht, oder legen den Kopf auf die Vorderpfoten. Bezüglich der auffallenden Sitte der Hunde, sich vor Einnahme der Schlafstellung mehrere Male um sich selbst zu drehen, bemerkt der Naturforscher, daß sie diese Gewohnheit noch aus alter Zeit von ihren wilden Voreltern bewahrt haben, die sich ihr Lager immer erst zurecht machen mußten. Nur die Insekten scheinen nicht eigentlich zu schlafen, wenn nicht die bei ihnen häufig völlig unbewegliche Haltung als Ersatz dafür zu nehmen ist. —

**Medizinisches.**

hr. Erblichkeit der Zuckerkrankheit. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Zuckerkrankheit unter der jüdischen Rasse mehr verbreitet ist als unter der übrigen Bevölkerung. Dr. Loeb findet im „Centralblatt für innere Medizin“ eine Erklärung für diese Tatsache darin, daß die Zuckerkrankheit, oder wenigstens die Veranlagung dazu, erblich ist. Sie ist in einer besonderen Reizbarkeit des Nervensystems begründet. Gerade diese vererbliche Form der Zuckerkrankheit hat ihre charakteristischen Eigenschaften. Sie pflegt erst im späteren Mannesalter aufzutreten und macht nur geringe Beschwerden. Dieser Umstand bildet zweifellos eine Beruhigung für Personen, in deren Familie eine derartig vererbte Veranlagung zur Zuckerkrankheit vorhanden ist. Schon im früheren Alter, aber nicht vor dem 20. Jahre, kann bei Ueberfütterung mit mehl- oder zuckerhaltigen Speisen bei belasteten Personen gelegentlich eine vorübergehende Zuckerauscheidung auftreten. Das muß dann für familiär belastete Personen — und nur bei solchen tritt diese vorübergehende Zuckerauscheidung auf — als Warnungssignal gelten. Sind sie mit dem Genuß von zuckerhaltigen Substanzen, besonders von Obst, recht vorsichtig und zurückhaltend, so gelingt es, den Ausbruch der Zuckerkrankheit hinauszuschieben, ja ganz zu unterdrücken. Daß die Zuckerkrankheit in der vererbten Form recht gutartig ist, geht aus der Tatsache hervor, daß sehr wenig Leute, die von ihr befallen sind, an ihren Folgen sterben. Meist tritt der Tod durch zufällig hinzutretende Krankheiten ein, und zwar häufig erst im hohen Alter. —

**Humoristisches.**

— Schwierigkeiten beim ersten Rechenunterricht. „Heini, wenn ich Dir zwei Rüsse gebe und gebe Dir dann noch eine, wieviel hast Du dann?“ — Heini: „Ach, Du hast ja gar keine!“ — „Ja, Junge, wenn ich welche hätte und gäbe Dir zwei und dann noch eine, wieviel hast Du dann?“ — Heini: „Ach, wenn Du welche hast, gib' sie doch her!“  
Water: „Wilhelm, auf diesem Teller liegt ein Ei, wenn ich nun noch eins dazu lege, wieviel sind es dann?“ — Wilhelm (sehr erstaunt): „Kannst Du Eier legen?!“  
(„Tägl. Rundschau“.)

**Notizen.**

— Bahr hatte in einer Kritik Fulda so was wie einen literarischen Mühlendammer genannt. Fulda ging zum Kadi, und die Sache sollte vor die Wiener Geschworenen kommen. Im letzten Augenblick wurden die Weiden wieder verständig und verglichen sich. —  
— Villencron wird am 22. Oktober im Beethoven-saal eigene Werke vorlesen. —  
— Sudermann's Schauspiel „Stein unter Steinen“ wurde bereits von mehr als 60 auswärtigen Bühnen angenommen. —  
— „Um die Scholle“, ein dreiaktiges Volksdrama von Paul Quensel, hatte bei der Uraufführung im Volkstheater zu München Erfolg. —  
— Eugen d'Alberts neue Oper „Flauto Solo“ erlebt am 15. November im Deutschen Landestheater zu Prag ihre Erstaufführung. —  
— Das „Zosinger Tagblatt“ berichtet: „Eine seltene Feier fand letzten Sonntag in einem Dorfe im oberen Teile uneres sonst so stillen Tales statt. Es handelte sich um das Jubiläum eines Huhnes, welches das tausendste Ei gelegt hat. Mehrere Häuser hatten die eidgenössische und kantonale Fahne ausgehängt. Am Nachmittag zogen die eingeladenen Gäste mit Musik an der Spitze zum Fest der Jubilare. Bei wahrhaftem Sufer wurden dann in Poesie und Prosa die Verdienste des wackeren Huhnes unter begeisterten Hochs gepriesen.“ —